

# Narzissenweg

*Pierre Bourdieu*

Die Ansammlung zusammengewürfelter Gebäude hatte anfangs nur die bürokratischen Initialen ZUP\* für ein Besiedlungsprogramm als Namen; später wurde sie in »Val Saint Martin« umgetauft, was einen dieser Euphemismen darstellt, mit denen die für die »Operationen« des »Referats für Stadtteilerweiterung« (DSQ\*) Verantwortlichen das »Image« der zu renovierenden Viertel »ändern« wollen. Das Gebiet stellt, wie auch die dort ansässigen Bevölkerungsgruppen, eine deutliche Spur dar, die von den verschiedenen Phasen der Industriepolitik wie Sedimente auf den ehemals landwirtschaftlichen Flächen hinterlassen wurde, die sich am Fuß des Mont Saint Martin mit seiner romanischen Kirche erstrecken. Das Hochhaus mit den 14 Etagen wurde anfangs der neunziger Jahre abgerissen, und heute besteht nur noch eine Aneinanderreihung kleiner Doppelhäuser mit der »Möglichkeit zur Eigentumbildung«, die von Facharbeitern, Vorarbeitern oder Meistern der Metallindustrie und ihren Familien bewohnt werden, die oft ausländischer, hauptsächlich algerischer Herkunft sind. Beinahe die Hälfte von ihnen ist infolge der verschiedenen »Umstrukturierungen« der Eisen- und Stahlindustrie arbeitslos oder in Frührente.

Monsieur Leblond und Monsieur Amezziane wohnen an entgegengesetzten Enden der Rue des Jonquilles, dem Narzissenweg, einer breiten, baumlosen Straße, die von kleinen Häuschen gesäumt ist, mit winzigen, von Mäuerchen umgebenen Gärtchen (vier Quadratmeter), oft mit Papier, zerbrochenem Spielzeug und weggeworfenen Gegenständen übersät. Die Häuser haben im Erdgeschoß Garage, Waschküche und Bad, darüber liegen drei Zimmer, die über eine sehr steile, einfach zementierte Treppe zugänglich sind, wie man bei Monsieur Amezziane sehen kann, wo sie im Urzustand belassen wurde, mit ein paar Putzlumpen als Fußabstreifer.

Nur nach Schulschluß verwandelt sich die Rue des Jonquilles in einen Spielplatz, ansonsten ist sie fast immer menschenleer, was vielleicht daran liegt, daß sie nichts hat, was in der Regel den städtischen Raum belebt: Metzgereien, Bäckereien, Lebensmittelläden, Cafés und Zeitungs- oder Tabakwarenhändler. Sie läßt ganz automatisch an den Begriff »Wüste« denken, den die Menschen in dieser Gegend oft gebrauchen, wenn sie beschreiben, was man aus ihrem Landstrich seit der Schließung der Fabriken und dem Abriß der Gebäude gemacht hat; eine immense Leere ist entstanden, und das nicht nur hinsichtlich der Landschaft.

Die Bewohner der Rue des Jonquilles erscheinen ein wenig wie die Überlebenden einer immensen, kollektiven Katastrophe, und sie wissen das. Mit den Fabriken ist ihre Existenzberechtigung verschwunden: sie haben ganz selbstverständlich, oft schon nach dem Schulabschluß mit 14 Jahren, den Weg ihrer Eltern eingeschlagen und haben mit der gleichen Selbstverständlichkeit ihre Kinder in die gleiche Richtung gewiesen. Es handelt sich auch um ihre Vergangenheit und die Welt ihrer beruflichen Beziehungen, die sie, mehr schlecht als recht, mit aller Kraft aufrechterhalten wollen, indem sie jede Gelegenheit nutzen, um sich im Café oder im Supermarkt zu treffen und dort den ganzen Morgen zu diskutieren, auch wenn diese durch Schnellstraßen von ihren Wohnvierteln getrennt sind. Vor allem aber geht es um ihre Zukunft, die Fortsetzung und Rechtfertigung ihrer Vergangenheit, und um ihre Söhne und Töchter, denen heute, um die Fabrik zu umgehen,

nichts als die Verlängerung der Schulzeit an einer – ziemlich effizienten – weiterführenden Schule bleibt, die ihnen aber in den meisten Fällen auch nicht mehr bieten kann als abgewertete Qualifikationen, was in dieser Krisenregion oft dem Versprechen der Arbeitslosigkeit gleichkommt.

Monsieur und Madame Leblond haben auf Empfehlung eines entfernten Verwandten eingewilligt, uns zu empfangen. Monsieur Leblond hatte an diesem Morgen frei. Die Töchter sind in der Schule. Sie haben den Wagen gehört: er öffnet uns die Türe zum Erdgeschoß, bevor wir ausgestiegen sind. Madame Leblond ist oben geblieben, erscheint aber sofort an der Treppe. Sie sind sorgfältig gekleidet: er trägt ein kariertes Hemd, sie ein geblühtes Kleid, und ihre Frisur ist ein wenig zurechtgemacht. Sie empfangen uns als Paar, das den Anschein erweckt, sich einer gemeinsamen Prüfung unterziehen zu müssen: sie geben somit mehr von sich preis, aber beide gewinnen zweifellos ein Gefühl der Sicherheit dadurch, daß sie den Anderen neben sich wissen. Sie sind ein wenig eingeschüchtert, weil sie nicht genau wissen, was man von ihnen erwartet (am Schluß werden sie fragen: »Ja aber, was wollen Sie mit all dem anfangen?«); sie verstecken sich, ebenso wie wir, hinter den in solchen Situationen üblichen Höflichkeitsformeln. Sie drängt sich an ihn und weicht nicht von seiner Seite, außer um in der Küche Kaffee zu holen (dieser war schon fertig; sie holt Tassen aus der Anrichte). Sie widersteht unseren Versuchen, zwei getrennte Dialoge aufzunehmen. Über Blickkontakt bezieht sie ihn in das Gespräch ein. Wenn sie spricht, sucht sie sein Einverständnis; er stimmt gewichtig zu, unterbricht sie jedoch, wohl aus Respekt, nicht.

Wir sitzen uns gegenüber, an dem großen Tisch, der fast den gesamten Platz im Eßzimmer einnimmt. Er bildet das Zentrum des Familienlebens: die Töchter machen dort ihre Hausaufgaben, während die Mutter näht oder strickt (im Regal liegen Strickzeug, Papiere, die Schulhefte der Töchter und Jeans zum Kürzermachen). Diese heimelige, kleine, nach außen abgeschirmte Welt genügt sich vollkommen selbst: mit der liebevoll gewienerten Anrichte, die mit Fotografien der Töchter und dem von Nippes umstellten Abschlußzeugnis der älteren Tochter geschmückt ist, dem ebenfalls mit Fotografien und Nippes dekorierten Bücherregal, das drei Reihen populärwissenschaftlicher Werke enthält, dem Sofa mit den in lebhaften Farben bestickten Kissen gegenüber dem Fernseher, den üppigen Pflanzen und dem winzigen, mit allem versorgten Hund ist das Ebenbild von Monsieur und Madame Leblond, ihrer freundlichen, lächelnden und arglosen Minen, die dennoch Zeichen von Beunruhigung, um nicht zu sagen Furcht aufweisen, wenn mit verdeckten Worten bestimmte Probleme der Nachbarschaft angesprochen werden. Sie sind eine der letzten Familien französischer Herkunft, die in der Rue des Jonquilles leben. Es ist Madame Leblond, die das am Ende des Gesprächs bemerkt: »Wissen Sie, hier, in dieser Gegend, wenn man mal zählt, na! Wir sind sieben Franzosen, sieben Franzosen, weil selbst gegenüber, allein in den kleinen Häuschen da...«; und sie fügt dann hinzu: »Na ja, wissen Sie, ich gehe nicht oft aus.«

Es handelt sich hierbei nur um eines der Zeichen, und zwar zweifellos das schmerzhafteste, eines individuellen Niedergangs, der den kollektiven Niedergang der Industriebetriebe in der Region begleitet hat. Und Monsieur Leblond, der, wie durch ein Wunder, von der großen Entlassungswelle verschont wurde (noch ein tabuisierter Begriff: die Verantwortlichen der »Umstrukturierung der Eisen- und Stahlindustrie« sprechen von »Abbau von Arbeitsplätzen mittels eines Sozialplans«), und der seinen Arbeitsplatz als Qualitätsprüfer (bei der Endkontrolle der Metallherstellung) behalten konnte, beschreibt alle Merkmale, die zur Verschlechterung seiner Berufsbedingungen beitragen: Lohnkürzungen von 30 bis 40% (seit er nicht mehr an Dauerbrandöfen arbeitet, also auch während der Wochenenden); bis zur Hälfte verkleinerte Arbeitsteams, wie das seine, das von neun auf vier Mitarbeiter reduziert wurde, die dazu noch einen ständig steigenden Anteil dequalifizierter (ehemalige Mitarbeiter, die bis zur Rente untergebracht werden müssen) oder nur oberflächlich umgeschulter Arbeiter einbeziehen müssen, und das bei konstanter oder sogar steigender Produktion; die Zwänge und die zunehmenden Kontrollen zur Verringerung der Ausfallzeiten selbst im

Krankheitsfall («Man darf nicht krank werden, es ist niemand da, der für einen einspringt», «Wenn sich einer in der Fabrik einen Fuß oder einen Arm bricht, wird er jeden Tag von einem Fabrikfahrzeug abgeholt und wieder nach Hause gebracht»); geschwächte Gewerkschaften, hauptsächlich aufgrund der Schwierigkeit, desillusionierte Arbeiter zu mobilisieren, die sich glücklich schätzen, überhaupt eine Arbeit zu haben («Es ist immer dieselbe Leier, das wird uns bis zum Überdruß vorgebetet: "Sei doch glücklich, daß du überhaupt Arbeit hast"... Na gut, das ist eben die Überlegung, "Sei glücklich, daß du Arbeit hast". Ich habe seit sieben Jahren nicht mehr krank gemacht; im September war ich krank, ich hatte eine Enteritis und bin insgesamt neun Tage zu Hause geblieben; als ich wieder zur Arbeit bin, hat mich mein Abteilungsleiter kommen lassen, und der Ingenieur hat mir mangelnden Arbeitswillen unterstellt. Und erst danach hat er mich gefragt, was ich denn gehabt hätte»); schließlich keine Einstellung von jungen Kräften, was zeigt, daß der Reproduktionszyklus des Betriebs und damit auch derjenige der an ihn gebundenen Familien unterbrochen sind: »— *Werden denn junge Kräfte eingestellt?* — Momentan nicht. Man würde schon wollen, aber... Vor allem die Alterspyramide, die ist in Longwy zu kopflastig, deshalb kämpfen die Gewerkschaften darum, daß die Leute mit 50, 55 Jahren gehen sollen, damit man im Gegenzug junge Kräfte einstellen kann.«

Diese Reproduktionskrise, die zu einem großen Teil mit den Auswirkungen der Schule verbunden ist, bildet zweifellos einen der Hauptgründe zur Sorge. Das Gespräch kommt immer wieder darauf zurück, egal ob es nun um die Situation in der Fabrik oder um die schulische Laufbahn der beiden Töchter geht, um die ältere, die Krankenschwester werden will und die »Kinder sehr gern hat« («Der geben Sie eine Horde Kinder zum Hüten, und die paßt Ihnen darauf auf, die mag das»), oder um die Jüngere, die jetzt in der achten Klasse ist, »wo sie wählen muß«, und die jetzt endlich gern aufs Collège\* geht, seit sie für die Kinderkrippe Gemüse putzen und Kuchen oder Crêpes machen kann. Und bei den Gründen, die man heranzieht, um die Abneigung der Jugendlichen gegen die Fabrikarbeit zu erklären («Wir waren damals vielleicht weniger wählerisch als die Jugend von heute»), wird an erster Stelle die Schule genannt, das heißt die zu präzise umrissenen Ansprüche, die von ihr vermittelt werden: »Die Jungen kriegen heute in der Schule zuviel mit, denen wird zuviel eingetrichtert, also du lernst diesen oder jenen Beruf, und dann bist du dies oder jenes; und wenn sie dann aus der Schule kommen, haben sie wohl ihre Lehrabschlussprüfung (CAP\*), und wenn sie dann eine Arbeit finden, die dem nur ungefähr entspricht, dann nehmen sie die nicht, weil das nicht ihr Beruf ist; ich denke, die Schule macht da einen Fehler.« Gleichzeitig stellt er fest, daß viele Eltern »zum lieben Gott beten, daß die Kinder so lange wie möglich zur Schule gehen« und damit die Wünsche ihrer Kinder teilen, die nichts von der Fabrik wissen wollen und die, mit den Worten des Sohns eines Kollegen, von dem er mit einer gewissen Faszination spricht (er hat eine Lehrabschlussprüfung als Koch, bereitet sich auf das Fachabitur vor und will dann auf eine Schule für Weinkellner), alle das gleiche zum Ausdruck bringen: »Solange ich die Schule mache, bin ich nicht arbeitslos.« »Man muß leider sagen, daß wir genauso sind«, fügt Monsieur Leblond hinzu; und er findet es nur natürlich, daß seine Tochter, die Krankenschwester werden will, »dafür sieben Jahre auf die Schule muß (...).«

Dennoch bringt er deutlich all das zum Ausdruck, was seine Generation (er ist etwas über 40), der die Schule nicht besonders wichtig war, von der nachfolgenden unterscheidet: nach dem letzten Hauptschuljahr, in dem er wenig Anstrengungen zeigte (nach einer Auseinandersetzung mit seinem Vater hat der Lehrer ihn links liegen gelassen), und einem gerade noch ausreichenden Abschlusszeugnis (er erzählt lachend, daß er 52 Rechtschreibfehler hatte), beginnt er mit 14 Jahren ganz selbstverständlich eine Lehre in der Ausbildungsabteilung der Fabrik, in der auch sein Vater arbeitete. Nach zwei Jahren übt er dieselbe Arbeit wie dieser aus, allerdings in einer anderen Fabrik, und er entdeckt nebenbei, vor allem anlässlich von »Besichtigungen« extra dafür eingerichteter

Werk- und Produktionsstätten, die wirkliche Fabrikwelt, die er schon aus Erzählungen des Vaters kannte und über die er gut Bescheid wußte: »Wir haben dann auch die Produktionsstätten besichtigt. Also, da wird man sich schon darüber klar, daß es Arbeitsplätze gibt, wo die Jungs nicht... Wir haben die Hochöfen und die Schmelzbetriebe besichtigt, das waren keine Orte, wo... Da ist man schockiert, da sieht man dann das Sintern, die Kokerei, und für den, der da acht Stunden drinsteht, ist das schon...« Wie auch in der Erzählung von Madame Leblond über ihre Arbeitsjahre in der Fabrik geben nur bestimmte Tonfälle, bestimmte Blicke, in denen sich die Erinnerung an furchtbare, nicht vermittelbare Erfahrungen spiegelt und, vor allem, ein beredtes Schweigen (die drei zitierten Sätze bleiben unvollendet, das Unsagbare bleibt im Raum hängen) Auskunft über das Ausmaß und die Wucht des Schocks, den der erste Kontakt mit der Fabrikwelt darstellt, auch wenn man darauf vorbereitet war und sich gefügt hatte.

Die Ausbildung fand direkt am Arbeitsplatz statt, in Form einer praktischen Lehre, und ohne irgendein Abschlußzeugnis: »Ich habe keinen Brief in der Hand, nichts; auf jeden Fall ist eine Lehrabschlußprüfung als Fertigungskontrolleur oder Metallograph nichts wert«. Man hat ihm zwar vorgeschlagen, eine Lehrabschlußprüfung abzulegen, im Jahr seiner Heirat, das heißt dreizehn Jahre nach seinem Eintritt in die Fabrik, aber er kam dann schnell an seine Grenzen, weil er bei der Algebra nicht über »die Brüche« hinausgekommen war. Und er sieht rückblickend auch nichts, was ihm ein rein theoretischer Unterricht selbst in Chemie oder Physik hätte über das hinaus vermitteln können, was er sich durch die Praxis erworben hatte, »gezwungenermaßen...«: »Man weiß doch auch so sehr gut, daß ein Stahl mit soundsoviel Kohlenstoff und soundsoviel Mangananteil ein bestimmtes Ergebnis bringt, daß ein bestimmter Schwefelanteil eine andere Struktur ergibt, das ist doch klar. Das lernt man mit der Praxis.« Und er zeichnet unabsichtlich und ohne jede Spur von Einbildung sein eigenes Portrait, wenn er die auf alte Art ausgebildeten Arbeiter mit denen vergleicht, die in der Schule ausgebildet wurden: »Die haben wohl Diplome, die kennen die Technik, aber sie haben keine praktischen Erfahrungen, das fehlt heutzutage in den Fabriken; es gibt nicht genug Leute mit praktischer Erfahrung, die ihre Anlagen kennen; ich sage immer, früher hatten wir einen alten Mitarbeiter, gut, der hat seine Anlage gekannt; dem hat man gesagt, es wäre ein Fehler in der Fertigung aufgetreten, und dann hat er sich das angeschaut, ist zweimal die Fertigungsstraße abgelaufen und hat dann gesagt: "Das kommt von der Walze da", und er hat sich nie getäuscht. Der hat sich nie getäuscht, aber wenn wir heute einen Fehler oder ein Problem haben, dann wird hier und dort gesucht, und wenn man es dann gefunden hat, dann weiß man nicht genau woher es kommt, weil keiner da ist, der es sagen kann.« Und es gelingt ihm, indem er sich selbst korrigiert, in einem Satz die Zweideutigkeit des Privilegs dieser Art von Beständigkeit und perfekter Anpassung an den Arbeitsplatz auszudrücken, die ohne einen gewissen Stolz und eine tiefgehende Einsicht in das Notwendige nicht möglich wäre: »Das Problem ist doch, daß wir das Glück oder besser das Pech hatten, die Fabrik über das Ausbildungszentrum kennenzulernen.«

Diese umfassende Integration in die industrielle und damit auch in die gesellschaftliche Ordnung ist ohne Zweifel das Merkmal, das ihn, mehr als religiöse Traditionen oder der Lebensstil, von Monsieur Amezziane trennt, einem Arbeiter algerischer Herkunft, der seit den massiven Entlassungswellen der achtziger Jahre arbeitslos ist und der etwas weiter oben auf der anderen Straßenseite wohnt (Monsieur Leblond liefert nebenbei einige Hinweise auf seine Integration: durch Vermittlung seines Abteilungsleiters hat er von der Familiale\*, einer Abteilung der sozialen Wohnungsgesellschaft (HLM\*), die Bewilligung erhalten, mit einem auszugswilligen Nachbarn die Wohnung zu tauschen, die er bei seiner Heirat dank der Unterstützung des Präsidenten seines Basketballvereins erhalten hatte; er ist Basketballschiedsrichter und verfügt in dieser Funktion über eine gewisse Autorität bei den Jugendlichen der näheren und selbst weiteren Umgebung; als Mitglied des Elternbeirates hat er viele Bekanntschaften; er ist gewerkschaftlich aktiv und hat sich, auch wenn er

seither keine militanten Positionen mehr vertritt, rückhaltlos in den Kämpfen der siebziger Jahre gegen den Abbau der Eisen- und Stahlindustrie engagiert). Zwischen Monsieur Leblond und Monsieur Amezziane, ihren Familien und selbst ihren Wohnungen (die von Monsieur Amezziane, mit dem Kunstledersofa ohne Kissen, der billigen Tapete mit dem Motiv einer Moschee und dem niedrigen, schmiedeeisernen Tisch vermittelt den Eindruck von Kälte und Kargheit) wird die ganze Distanz sichtbar, die den Proletarier, der, selbst wenn er im Abstieg begriffen ist, über regelmäßige, wenn auch gekürzte Bezüge verfügt, dessen Finanzen in Ordnung sind und der, trotz allem, in eine relativ gesicherte Zukunft blicken kann, von dem ehemaligen Arbeiter trennt, der sich nach dem ungeschützten und ungesicherten Fall in die Arbeitslosigkeit auf der Stufe eines mittellosen, desorganisierten Subproletariers befindet, den die Sorge umtreibt, von Tag zu Tag zwischen unbezahlten Mieten und unbezahlbaren Schulden zu überleben.

Nachdem er 1960 nach Frankreich gekommen war, hat Monsieur Amezziane zunächst in verschiedenen Unternehmen gearbeitet, sechs Monate im ersten, 15 Tage im zweiten (»Der Chef war zu hart, ich hab' dann von mir aus gekündigt«), sechs Wochen im dritten und so weiter, wobei er immer zu den härtesten und schlechtbezahltesten Arbeiten des Baugewerbes herangezogen wird. Im Dezember 1962 wird er von einem Unternehmen in Longwy eingestellt, wo er 22 Jahre bleibt, mit Ausnahme einer Unterbrechung von zwei Jahren (nach vier Monaten Ferien in Algerien nimmt er zunächst für zwei Monate eine Arbeit in Marseille, danach in Chambéry an, bevor er von seinem Unternehmen in Longwy wiederingestellt wird, einer Tochtergesellschaft von Usinor, die aus Abfallprodukten der Eisen- und Stahlindustrie Baumaterialien herstellt; die Firma hat ihm seine Stelle als Fahrer freigehalten und läßt ihn durch einen Cousin zurückholen, der ebenfalls dort arbeitet). 1984 wird er ohne Rentenanspruch entlassen (er hat das fünfzigste Lebensjahr noch nicht vollendet) und findet Arbeit im Département Haute-Savoie, wieder über einen Cousin. Aber die Arbeit ist schlecht bezahlt, er wird ausgebeutet (3.600 Francs im Monat bei einer täglichen Arbeitszeit von neun Stunden), und er kehrt drei Monate später nach Longwy zurück; 1989 nimmt er an einer Förderungsmaßnahme teil, die Kenntnisse in Malerarbeiten und Fliesenverlegen in Verbindung mit einem Alphabetisierungskurs vermittelt (er ist noch immer Analphabet und spricht sehr schlecht Französisch, was er selbst bedauert). Danach ist er wieder arbeitslos, bis er, im Rahmen eines Beschäftigungsprogramms (CES\*) eine Halbtagsstelle bekommt, die ihm 3.900 Francs im Monat einbringt, zu denen noch 700 Francs von der Arbeitslosenversicherung (ASSEDIC\*) kommen. Von diesen Einnahmen sind mehr als die Hälfte zur Bestreitung der Fixkosten notwendig, das heißt 1.400 Francs für Miete (2.400 Francs abzüglich 1.000 Francs Beihilfe) und 500 Francs für örtliche Steuern; dazu kommen noch die Kosten für Strom, Gas, Wasser usw.

Somit stünden ihm monatlich 1.500 Francs zur Verfügung, um eine sechsköpfige Familie, davon vier Kinder, zu ernähren (seine Frau ist ihm 1981 mit ihren zwei Kindern nach Frankreich gefolgt, seitdem wurden zwei weitere geboren); dabei sind jedoch nicht die vielfältigen und sehr beträchtlichen Schulden und damit verbundenen Prozesse berücksichtigt, die sich aus Miete und Gas (er glaubt, der Familiale als Vermieterin 20.000 Francs zu schulden, auch wenn ein während des Gesprächs anwesender Freund behauptet, daß man ihm diesbezüglich einen Streich gespielt hätte), seitens der staatlichen Eisenbahngesellschaft (»Die prozessieren seit letztem Jahr gegen meine Frau, wegen 2.000 Francs, sie hatte den Fahrschein verloren, das stieg bis auf 2.200 Francs, jetzt werde ich bezahlen«), für das Krankenhaus (»Das sind auch zwischen 2.000 und 3.000 Francs«) usw. ergeben. So ist er zu permanenten Klimmzügen gezwungen, und weil er die Schulden nicht auf einmal zurückzahlen kann (»...Was sollen die anderen denn dann essen? Was sollen sie denn dann essen?«), die er auf 10.000 bis 12.000 Francs beziffert, bemüht er sich, »peu à peu« zu zahlen, das heißt, 150 Francs hier, 200 Francs da, um »ein wenig zu beruhigen«. Trotzdem hat er kämpfen und seine Einkünfte im Detail offenlegen müssen, um Zugang zu den »Restaurants du Coeur\*« zu bekommen.

Sein Vertrag läuft am 5. Juli aus. Was er danach machen soll, weiß er nicht: »Tja, ich weiß nicht. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Mir reicht's. Ich werd' abhauen. Ja, mir reicht's, ich hae ab. So ist das. Ich meine das ernst. Warum mache ich das? Ich verdiene ein paar Pfennig, und schon bin ich das Doppelte los, also...« Aber können er und seine Frau wirklich nach Algerien zurück, wie sie das wünschen? Denn, auch wenn er wiederholt das Gegenteil behauptet, auch wenn er mehrmals darauf besteht, daß er »keine Angst« hat, daß er ein Haus und Gelände hat, das kultiviert werden kann (»Meine Frau nimmt eine Hacke und macht die Gartenarbeit, und ich pflanze hinter dem Haus«), so weiß er doch, daß er vollkommen »in der Klemme« steckt: in Algerien kann er keine Arbeit mehr finden, und er würde zudem die mageren Einkünfte aus der Arbeitslosenhilfe verlieren. Sein Nachbar, ebenfalls Algerier, der am Gespräch teilnimmt, faßt die Situation zusammen: »Wir sind jetzt in der gleichen Situation wie die *pieds-noirs*\*: Wenn wir da runter gehen, sind wir keine Algerier, und wenn wir hierbleiben, sind wir keine Franzosen.«

Über seine Nachbarn (worunter er die Franzosen versteht) und seine Beziehungen zu ihnen befragt, äußert er sich in ähnlicher Weise wie Madame Leblond: da er sie offensichtlich, aus verschiedenen Gründen, weder als gut noch als schlecht bezeichnen kann, beschreibt er sie als nicht vorhanden, beziehungsweise neutral, das heißt auf ein »Guten Tag, Guten Abend« reduziert; diese Wendung wurde von Arbeitern oder Angestellten, die ich in den sechziger Jahren in Algerien befragte, dazu verwendet, die Unmenschlichkeit der Beziehungen am Arbeitsplatz zu beschreiben oder zu symbolisieren. Und die extreme Empfindlichkeit, die er an den Tag legt, wenn seine algerische Herkunft oder die Möglichkeit einer Rückkehr nach Algerien zur Sprache kommt, beweist, daß er auf die Aggressionen derjenigen empfindlich reagiert, die den Algeriern vorwerfen, den Franzosen die Arbeitsplätze wegzunehmen, und sie auffordern, in ihre Heimat zurückzukehren. Das trifft sicher nicht auf Monsieur Leblond zu, der, wie er glaubhaft versichert, die Algerier respektiert, und im Gegenzug von ihnen erwartet, daß sie auch ihn respektieren. Aber da sind der Gesichtsausdruck und die Mimik seiner Frau, die mit verkniffenem Mund und Blick zum Himmel anklagen läßt, daß sie nicht alles sagen kann, was über die Beziehungen zu den Nachbarn und die Schwierigkeiten des Lebens im Viertel zu sagen wäre; die Eindringlichkeit, mit der sie behauptet, niemals auszugehen und ihre Beziehungen zur Nachbarschaft auf ein Minimum zu reduzieren; die Art, wie er selbst den sehr hohen Anteil an Einwandererkindern bei der Schülerpopulation (er schätzt ihn auf ungefähr 80%, während man 1988 »nur« 224 Algerier und 144 Marokkaner von 651 Schülern der Grundschule und 260 Ausländer von 463 Schülern der Sekundarstufe zählte) und die Schwierigkeiten, mit denen die Lehrer der Schulen vor Ort zu kämpfen haben, und die er durch seine Tätigkeit als Elternbeirat aus der Nähe kennt, betont; die Reserviertheit, die er vermittelt, wenn er von seinen algerischen Kollegen spricht (»Ich hatte einen, der war gut, das muß man sagen, für einen Araber war er gut«), und die Kritik, die er anbringt, wenn es um die Vergünstigungen geht, die ihnen während des Fastenmonats zuteil werden: all dies zeigt, daß die internationalistischen und antirassistischen Traditionen und Überzeugungen, die ihnen durch ihre Erziehung und ihr politisches Engagement vermittelt wurden (Madame Leblond hat ebenfalls fünf Jahre in der Fabrik gearbeitet, bis zur Geburt ihrer ersten Tochter) und die durch die offiziellen Verurteilungen von Diskriminierung und Rassenvorurteilen noch verstärkt wurden, aufgrund der Konfrontation mit den realen Problemen des Zusammenlebens täglich einer harten Probe unterzogen werden. (Das belegen auch andere, unter vertraulicheren Umständen entstandene Zeugnisse, wo alles unverschleiert und ohne Argwohn zur Sprache kommen kann, so wie im Fall der alten, militanten Sozialistin, die, vor allem im Sommer und zur Festzeit, die Geräusche und Gerüche des Wohnblocks, in dem sie sich eingesperrt fühlt, nicht mehr ertragen kann; oder der Fall des Paares ehemalig militanter Kommunisten, die aus denselben Gründen umziehen mußten, todunglücklich und mit dem Gefühl, all ihre Überzeugungen verraten zu haben.)

Es wäre mit Sicherheit falsch, wenn man die offensichtlichen Bemühungen von Monsieur Leblond, Toleranz oder, besser und einfacher, Verständnis zu praktizieren (»Ich versetze mich an ihre Stelle«, sagt er mehrmals), als Konzession an die guten Sitten verstehen würde, die durch die Interviewsituation und den Kontakt mit vermeintlichen Trägern offizieller Werte erforderlich wird. Aber man muß ihn auch hören, wenn er erzählt, wie »schlimm« die Zeit des Fastenmonats Ramadan für ihn ist: »Oh, là là...! Also, das ist schlimm, sage ich, das ist wirklich schlimm, na gut, also die Erwachsenen sind ruhig, die schlafen tagsüber, aber die Kinder... die sind auf der Straße. Das muß man hören, wie die rummeckern... Und dann fängt das Leben bei denen um zehn Uhr abends an, nämlich wenn man ins Bett gehen will, na gut, dann hat man halt den Lärm. Also, das...«; oder wenn er zwischen den Einwanderern differenziert (wobei »der Algerier, der Marokkaner« besonders genannt werden, er verweist jedoch direkt im Anschluß darauf, daß es »mit Portugiesen oder Italienern die gleichen Probleme gibt« und daß viele der spezifischen Schwierigkeiten des Viertels auf eine einzelne Familie französischer Herkunft zurückzuführen sind), und zwar entsprechend ihrer Fähigkeit, sich den französischen Verhältnissen anzupassen, was sich seiner Meinung nach daran messen läßt, in welchem Maß »die Kinder sich wie Franzosen verhalten«.

In der Tat sind die am schwersten tolerierbaren Effekte des Zusammenlebens – Lärm, Keilereien, Beschädigung oder Verfall – auf diese Kinder und Jugendlichen zurückzuführen, die zu Entbehrung und Armut und, im schulischen Bereich, auf den sie nichts vorbereitet, zu Versagen und Erniedrigung verurteilt sind (240 von 651 der Grundschüler und 274 von 463 Schüler der Sekundarstufe sind ein Jahr oder mehr im Rückstand) und die, wie die beiden älteren Söhne von Monsieur Amezziane, bisweilen vollständig der Kontrolle der Familie entgleiten. Das wurde einen Moment lang deutlich, als sich einer der beiden (vielleicht der, der einen Ball auf eine Lehrerin geworfen hatte, was seinem Vater eine Geldstrafe von 2.000 Francs einbrachte), aggressiv und ironisch, einen Augenblick an der Wohnungstür zeigte, als seine Mutter kurz hereinkam, um den Tee zu servieren; vor allem kommt dies jedoch im indifferenten, stellenweise entrüsteten und im Grunde tiefver zweifelten Tonfall zum Ausdruck, mit dem dieser Mann, der während des gesamten Interviews seine jüngste Tochter zärtlich im Arm hielt, von seinen beiden Söhnen spricht: »Ah! Um die anderen kümmere ich mich nicht... [*er spricht von ihnen, als handle es sich um Fremde*]. Warum soll ich mich drum kümmern? (...) Die hören mir nicht zu. Die hören mir nicht zu... Also...« Und der Nachbar korrigiert: »Er kümmert sich wohl um sie, aber die wollen nicht zuhören...« Und, indem er seine Desillusionierung auf die jüngeren überträgt, denen er bis jetzt nichts vorzuwerfen hat (»Oh! Jetzt geht das ja noch, solange bis sie 12 oder 15 Jahre alt sind, und dann, ich weiß auch nicht, die werden doch alle gleich«), nimmt er den Augenblick vorweg, in dem auch sie sich seiner Kontrolle entziehen, das heißt den Augenblick, in dem sie, wie seine älteren Söhne, deren Worte er hier zweifellos wiedergibt, feststellen, daß es beim Schulabschluß letztendlich auf das Gleiche herauskommt, ob man gut gearbeitet hat oder nicht (»Letztendlich findest du nichts, null! Also sind doch alle gleich dran, ob sie nun gut gearbeitet haben oder ob sie nicht gut gearbeitet haben...«) Und wenn er Monsieur Leblond recht gibt, der als Hauptursache für die Schwierigkeiten des Zusammenlebens den Verfall der häuslichen Autorität in den maghrebischen Familien ausmacht, bemüht er sich doch, eine Erklärung oder auch Rechtfertigung für die Revolte der Einwandererkinder zu finden, indem er sich auf die schulischen Enttäuschungen oder, präziser, das Scheitern in der Schule oder das Scheitern von erfolgreichen Schulabgängern auf dem Arbeitsmarkt be ruft. In diesem Sinne gebührt ihm das letzte Wort: es geht darum, diese Zwangsläufigkeit der Unterbeschäftigung, die von den bevorzugten Opfern des schulischen Scheiterns und der Diskriminierung doppelt erfahren wird, zu bannen, wenn erreicht werden soll, daß die Straßen im »Val Saint Martin« eines Tages die Namen der Blumen verdienen, die ihnen, etwas voreilig, irgendein mit der »sozialen Stadtplanung« beauftragter Technokrat gegeben hat.

## EINE ARBEITERFAMILIE IM GESPRÄCH MIT PIERRE BOURDIEU UND ROSINE CHRISTIN<sup>1</sup>

### Man lebt zusammen...

*[Das Gespräch dreht sich anfangs um die zwei Töchter, deren Fotografien auf der Anrichte stehen]*

— *Die ältere, Krankenschwester... und die kleine...*

**M. Leblond** — Die weiß noch nicht, was sie mal werden will.

— *Mit 14 Jahren...*

**M. Leblond** — Der kann man sagen: "Du spielst mit Puppen", oder: "Du wirst mal Ärztin", die antwortet immer nur: "Ja". Das ist schon ein Problem.

— *Sie hat die ganze Schulzeit hier verbracht?*

**Mme Leblond** — Ja, sie war immer hier auf dem Gymnasium.

**M. Leblond** — in der Sekundarstufe hier.

— *In welcher Klasse ist sie?*

**M. Leblond** — in der Orientierungsstufe (CPPN\*), da sieht man dann, ob man sie danach in der achten Klasse auf den technischen Zweig schickt oder eine Lehrabschlußprüfung machen läßt, man muß ein wenig schauen, wie sie sich machen...

— *Weiß sie denn ungefähr, was sie machen will? Oder nicht so recht?*

**M. Leblond** — Also, momentan hilft sie in der Kinderkrippe, sie schält (...) und so, das gefällt ihr, so etwas... na gut, die Schule macht ihr Spaß.

**Mme Leblond** — Ja, sie macht sich nicht schlecht.

**M. Leblond** — Das ist schon gut so. Sagen wir mal, dieses Jahr geht sie wenigstens gern zur Schule.

— *War das vorher anders?*

**Mme Leblond** — Ja.

**M. Leblond** — Also früher ist sie in manchen Fächern nicht so recht mitgekommen, und war nicht bei der Sache... sie ist zwar zur Schule gegangen, aber sie war... sogar die Lehrer meinen,

daß sie dieses Jahr besser ist... das war nicht gut. Sie hat sich einfach nicht wohl gefühlt.

— *Hat sie den Stoff nicht verstanden, oder hat es ihr nicht gefallen?*

**Mme Leblond** — Da gab es Sachen, die hat sie nicht verstanden, aber sie hat sich nicht getraut, den Lehrer zu fragen, und hat dann so weitergemacht: sie hatte es nicht verstanden, also hatte sie es eben nicht verstanden. Wir haben ihr immer gesagt: "Frag doch den Lehrer..." [...]

— *Und jetzt gefällt ihr das, was sie macht?*

**Mme Leblond** — Ja doch, es gefällt ihr, sie putzt Gemüse; heute machen sie Pfannkuchen für die Kinderkrippe. Das gefällt ihr schon, ja.

— *Sie könnte eine Lehrabschlußprüfung oder so etwas machen.*

**Mme Leblond** — Ja, Köchin oder so etwas.

**M. Leblond** — Ja, wie nennt man das genau? Ach, ich weiß nicht mehr...

— *Gibt es denn hier offene Stellen, naja, man weiß ja noch nicht...*

**M. Leblond** — Oha! Offene Stellen! [*Gelächter*], beim Arbeitsamt gibt es viele, aber in Wirklichkeit gibt es nicht viele. Stellen, Stellen, ja, es gab mal eine Zeit, da gab es Stellen, aber heute! Das ist doch überall dasselbe, egal, wo man hinschaut, es machen jede Menge Betriebe auf, aber es machen auch jede Menge Betriebe genauso schnell wieder zu wie sie aufgemacht haben, das schafft schon Arbeitsplätze; das stimmt schon, wenn man die Statistik anschaut, die sie im Rathaus von Longwy erstellen, die erstellen eine Statistik über die Schaffung von Arbeitsplätzen: danach wurden Arbeitsplätze geschaffen. Aber in Wirklichkeit haben sie gar nichts geschaffen, da wird der Name gewechselt, und dann heißt es, ein neuer Betrieb hätte aufgemacht, dabei hat bloß der Name gewechselt; es gab hier viele kleine Be-

---

1 Das Interview mit der Familie Amezziane entfiel bereits – aus Platzgründen – in der französischen Ausgabe, obwohl im Vorspann auf Herrn Amezziane eingegangen wird.

triebe, aber es mußten auch viele zumachen. Unglücklicherweise. [...]

— *Ja, und nachdem die Jungen zur Schule gegangen sind, haben sie meist keine Lust mehr, in der Fabrik zu arbeiten, das ist ein Problem.*

**M. Leblond** — Das Problem ist doch, daß wir, über das Ausbildungszentrum, das Glück oder besser das Pech hatten, die Fabrik kennenzulernen, wir sind da hingegangen, wir hatten Zutritt, wir haben Besichtigungen gemacht...

— *Das war ein allmählicher Übergang, genau...*

**M. Leblond** — ...wir haben uns das angesehen, gut, und wenn einer ein CAP\* machen wollte, dann hat er, je nach Berufszweig, in der Abteilung gearbeitet und Lehrgänge gemacht, die für ihn in Frage kamen, die Leute wußten also schon, was beruflich auf sie zukommen würde; aber wenn die Jungen heute aus der Schule kommen, kann man ihnen schlecht dasselbe sagen...

— *Ja, die gehen bis 16 zur Schule, und danach...*

**M. Leblond** — Und danach gehen sie noch auf andere Schulen, sie machen mit der Schule weiter, und wenn sie dann in die Abteilungen kommen... Sagen wir mal so: die Leute, die heute kommen, die Jungen, die sind vielleicht technisch qualifizierter, aber nur in der Theorie, und in der Praxis müssen sie alles noch lernen.

— *Was für Ausweichmöglichkeiten gibt es denn heute?*

— *Sie sprechen doch sicher mit Ihren Kollegen darüber?*

**M. Leblond** — Na gut, die beten zum lieben Gott, daß die Kinder so lange wie möglich zur Schule gehen; es tut weh, es zu sagen, aber wir sind so. Ich habe einen Kollegen, dessen Junge hat ein CAP als Koch gemacht, der bereitet sich jetzt auf das Fachabitur vor, das macht er dieses Jahr, und dann will er auf eine Schule für Weinkellner, weil er keine Stelle findet...

— *Das hat nichts damit zu tun, was er ursprünglich gelernt hat?*

**M. Leblond** — Nein, aber man muß sagen, daß er so schon gut dran ist, weil er dann nicht arbeitslos ist!

— *Hauptsache irgendetwas, egal was...*

— *Und er hat keine Lust, in der Fabrik zu arbeiten?*

**M. Leblond** — Oh nein, der und die Fabrik, man darf ihm nicht mit der Fabrik kommen, jedenfalls hat er sich für eine andre Branche entschieden; er hatte wohl die Gelegenheit, hier und da einen Lehrgang zu machen, um mal zu sehen, wie das ist, aber wenn er eine Sommelierschule findet, dann geht er eben auf eine Schule für Weinkellner, und danach vielleicht noch auf eine andere Schule, denn solange er auf der Schule ist... er sagt so: "Solange ich auf der Schule bin, bin ich nicht arbeitslos"; der geht dann vielleicht in ein Hotel, wo es die Möglichkeit gibt, ein eigenes Unternehmen, ein eigenes Restaurant zu eröffnen, aber er hat die finanziellen Mittel nicht...

— *Das stimmt, man braucht ein gewisses Kapital...*

**M. Leblond** — ...er hat kein Kapital, und seine Eltern haben auch kein Kapital, um ihm etwas zu kaufen, und er sagt: "Man muß eben hier und da als Küchenjunge arbeiten."

— *Aber wie machen die das, das ist doch ziemlich teuer, so einen zu unterhalten, wie macht er das? Mit kleinen Nebenjobs?*

**M. Leblond** — Also, nehmen wir mal den Hotelbereich, das sehe ich bei seinem Sohn, der arbeitet fast jedes Wochenende; die haben gute Wochenenden, wenn sie in einem Hotel oder einem Restaurant arbeiten, und er kann ja immerhin kochen, also kocht er...

— *Gut, er kann also für seinen Unterhalt sorgen, aber es gibt auch welche...*

**M. Leblond** — Es gibt auch welche, die das nicht können...

— *Wenn sie zum Beispiel ein CAP als Buchhalter machen, also ich weiß nicht...*

**M. Leblond** — Bei denen weiß ich auch nicht, wie sie das machen können, na gut, es gibt Ferienkolonien und so weiter, aber da braucht man ein Betreuerzertifikat, und das kostet heutzutage 1800 Francs.

**Mme Leblond** — 1800 Francs... Wir wollen das für unsere Große, ja die möchte das...

**M. Leblond** — Was möchte die?

**Mme Leblond** — Sie will in eine Ferienkolonie, als Betreuerin, aber dafür muß sie das Be-

treuerzertifikat machen, und dafür muß man siebzehn sein, also...

**M. Leblond** — Außerdem kann sie gut mit Kindern umgehen...

**Mme Leblond** — Sie mag Kinder, also der geben Sie eine Horde Kinder zum Hüten, und die paßt Ihnen darauf auf, die mag das... aber da ist es auch so, da muß man bis siebzehn warten; wenn sie siebzehn ist, gut, aber wenn sie es eben noch nicht ist, dann wird das Geld...

**M. Leblond** — Und das ist nur das erste, danach... wenn sie weitermachen will, muß sie noch zwei andere machen, das ist doch...

— *Sie möchte Krankenschwester werden, oder?*

**Mme Leblond** — Ja, genau. Das funktioniert ganz gut, sie lernt nicht schlecht, sie kommt gut zurecht.

— *Gibt es da eine Aufnahmeprüfung? Ich weiß nicht genau, wie das vor sich geht...*

**Mme Leblond** — Ja, da gibt es dann eine Aufnahmeprüfung. Also, das sind dann sieben Jahre Schule, ich weiß nicht genau, ich glaube, sie muß noch...

**M. Leblond** — Mindestens sieben Jahre, ach ja, sie hat sich für die Ochsentour entschieden... [...]

— *Wenn Sie heute entlassen würden, könnten Sie dann sofort wieder eine Stelle finden?*

**M. Leblond** — Nein! Im Augenblick nicht, denn heute ist es überall das Gleiche: man verlangt junge Leute mit Erfahrung.

Wenn einer fünfzig wird, sagt man ihm:  
"Du mußt gehen"

— *Genau, als ob es das gäbe!*

**M. Leblond** — Egal, wo man hinget: jung, mit Erfahrung. Und ich komme dann an, und ich habe zwar die Erfahrung, aber ich bin über 40...

[...]

— *Die wollen alles, aber es soll möglichst nichts kosten...*

**M. Leblond** — Also manchmal muß man schon lachen, wenn man solche Sachen sieht wie: Alter 20 bis 25 Jahre, mit fünf Jahren Berufserfahrung, also ich will heute mal einen se-

hen, der mit 25 schon fünf Jahre Berufserfahrung hat, die laufen nicht überall auf der Straße herum! Aber das Problem ist, wenn man über 40 ist, also dann kann man hingehen, wo man will... Es ist ja nicht so, daß man nicht mehr wollte, aber...

— *Ja, und dann sind da auch all diejenigen, die im vorgezogenen Ruhestand sind... Das ist anscheinend für einige sehr schwer, es gibt einige, denen das gar nicht gefällt...*

**M. Leblond** — Ja, es gibt welche, denen das nicht gefallen hat, man muß sich nur mal an ihre Stelle versetzen, das stimmt doch, wenn einer von heute auf morgen... Also, das wurde schlecht aufgenommen, zum Beispiel das Ausscheiden mit 50, da hat man einige mit 50 vor die Tür gesetzt, ist doch aber auch wahr, wenn einer mit vierzehn in die Fabrik gekommen ist, oder noch früher, weil er... gut, und wenn er dann fünfzig wird, sagt man ihm: "Du mußt gehen, du wirst nicht mehr gebraucht", es gibt welche, denen mußte man sagen, daß sie nicht mehr gebraucht werden, man mußte sie praktisch rausschmeißen, weil...

— *Selbst in Anbetracht einer anständigen Rente...*

**M. Leblond** — Ja, selbst in Anbetracht... die sind ja nicht mit leeren Händen gegangen, die ersten sind gut weggekommen, und die als letzte gehen, haben viel weniger Geld, aber die kommen auch nicht schlecht weg, man darf nicht...

— *Aber woran liegt es sonst, an der Arbeit?*

**M. Leblond** — Das war ihre Arbeit, ich sag' mal, wenn einer sein Leben in der Fabrik verbracht hat, in der gleichen Abteilung, im gleichen Bereich, der hatte sein...

— *Seine Kollegen...*

**M. Leblond** — Genau, und vor allem zu Anfang hat man den Leuten von heute auf morgen gesagt: "Wir schicken euch mit 50 in den Ruhestand, oder in den vorgezogenen Ruhestand, aber wir stellen junge Leute ein..."

— *Genau, aber das stimmt nicht...*

**M. Leblond** — Wenn so einer Kinder daheim hat, dann ist er vielleicht noch beruhigt, wenn er geht, aber nach einem Jahr sieht er dann,

daß sein Filius immer noch zu Hause sitzt und keine Arbeit hat; die Leute nach ihm gehen dann nicht mehr freiwillig; wenn schon davon die Rede ist: hier waren nur die Marokkaner zufrieden, daß sie gehen konnten, die sind schnell nach Marokko gefahren und wieder zurückgekommen, sie haben sich in der Zwischenzeit fünf oder sechs Jahre älter machen lassen und sind dann wieder gegangen, aber...

— *Die anderen nicht...*

**M. Leblond** — Also, wenn ich von den Marokkanern spreche, dann will ich sie nicht alle in einen Topf werfen, weil es auch da welche gibt, die man hat rausschmeißen müssen, aber es gab auch viele, die von dieser Gelegenheit profitiert haben, vor allem in den letzten Jahren, als sie wußten, daß es zu Ende gehen würde, da gab es welche, die sind im Juni fortgefahren, die hatten noch vier Jahre zu arbeiten, die sind dann zu den Ferien im Juli oder August zurückgekommen und das war's dann: sie waren 50 Jahre alt. Die hatten Papiere aus Marokko, nach denen sie 50 Jahre alt waren. Was kann man da groß dagegen tun? Die sind irgendwo da unten in der Pampa geboren...

— *Ja, mit der standesamtlichen Registrierung, das ist...*

**M. Leblond** — Die sind in diesem oder jenem Monat geboren, in diesem oder jenem... und das ist schon alles, es war nur der Monat und der Tag registriert, aber nicht das Geburtsjahr. Na gut! Umso besser für sie! Umso schlechter für die, die bleiben, aber danach, die Jungs... es stimmt schon, aufhören ist gut, aber à propos aufhören: es gibt auch welche, die sind nicht glücklich, wenn sie zu Hause sitzen, weil sie sich nicht beschäftigen können, die können nichts anfangen...

**Mme Leblond** — Ja, das gibt es, die hängen rum...

**M. Leblond** — Es gibt auch welche, die waren früher auch außerhalb der Arbeit aktiv, und die haben dann mit allem aufgehört.

— *Die haben sich ausgeklinkt...*

**M. Leblond** — Als sie in der Fabrik waren, haben sie alles gemacht, und als sie dann zu Hause waren und ein bißchen mehr in ihrem Ver-

ein hätten tun können, haben sie alle Brücken abgebrochen und aufgehört.

— *Und dann gab es deshalb anscheinend Streitereien und so in den Familien, es gab Schwierigkeiten, oder?*

**M. Leblond** — Bei den Ehepaaren, ja, das stimmt...

— *Haben Sie schon immer hier gewohnt? Es ist schön hier...*

**M. Leblond** — Also, als wir geheiratet haben, sind wir in einen Wohnblock gezogen, dahinten in einen Wohnblock am anderen Ende, aber ein Wohnblock...

— *Waren Sie da Mieter?*

**M. Leblond** — Ja, wie hier auch. Aber ein Wohnblock, da konnte ich mich nie daran gewöhnen, das gefällt mir jedenfalls nicht, also habe ich alle Hebel in Bewegung gesetzt... naja, der Block hatte nur vier Etagen, es war nicht schlecht dort, wir waren nicht... die Wohnung war gut, wir hatten unsere Ruhe, aber ich habe alle Hebel in Bewegung gesetzt, um ein Einfamilienhaus zu finden, naja, das was man eben als Einfamilienhaus bezeichnet. Es gab eine Menge Enttäuschungen und so, und dann habe ich den Präsidenten meines Basketballvereins eingeschaltet, ich spiele in E., und ich hab' ihm gesagt: "Also, entweder findest du ein Haus für mich, oder ich trete aus dem Verein aus", na gut, manchmal muß man eben ein bißchen erpressen... schließlich bin ich dann zu dem Haus gekommen.

— *Mit der Garage im Erdgeschoß...*

**M. Leblond** — Unten ist die Garage, die Küche und ein Zimmer; oben sind noch drei Zimmer. Drei Zimmer und das Bad.

— *Und Sie haben das gemietet... Wieviel bezahlen Sie dafür? Oder ist die Frage indiskret?*

**M. Leblond** — Nein, momentan liegt die Mite bei 1.900 Francs, bei (...); gut, ich bekomme Mietbeihilfe, also muß ich 1.600 Francs aus meiner Tasche bezahlen.

— *Sie bekommen Mietbeihilfe... Das ist nicht schlecht... Sie sind gut untergebracht...*

**M. Leblond** — Ja aber das Problem ist, daß hier alles dichtgemacht wird. Außerdem gibt es immer weniger Kinder. Wir sind hier in einem

Gebiet, wo Erziehung vorrangig gefördert wird (ZEP\*). In der Sekundarstufe hier sind insgesamt 80% Ausländer.

— *Wieviele, haben Sie gesagt?*

**M. Leblond** — 80% Ausländer.

— *Wirklich? Ich wußte nicht, daß hier...*

— *Was sind das für welche? Italiener...*

**M. Leblond** — Algerier, Marokkaner, Tunesier, Portugiesen, doch, hier gibt es einen starken Bevölkerungsanteil von Leuten...

— *Aber wo arbeiten die denn?*

**M. Leblond** — ...von Einwanderern. Also, die sind alle in der Fabrik. Na gut, die waren alle in der Fabrik, weil es heute unglücklicherweise viele gibt, die sind in Rente, und viele von den Jungen sind arbeitslos... oder behaupten wenigstens, arbeitslos zu sein. Denn auch da wird viel gemauschelt, aber wir sind nicht hier, um...

**Mme Leblond** — Wissen Sie, hier in dieser Gegend, wenn man mal zählt, na, wir sind sieben Franzosen, sieben Franzosen, weil selbst gegenüber, allein in den kleinen Häuschen da... (...)

— *Und das geht gut...*

**Mme Leblond** — Na ja ! wissen Sie, ich gehe nicht oft aus.

**M. Leblond** — Es ist ruhig hier, das kann man sagen, aber es stimmt schon, es gab eine Zeit, da war es längst nicht so ruhig...

**Mme Leblond** — Ja, da gab es viel mehr Lärm. Aber ich gehe ja auch nicht aus... ich bleib' zu Hause, und ansonsten nur: "Guten Tag, guten Abend", mehr nicht, ich hab' das nicht so gern, ich bin nicht ungesellig... aber ich mag das nicht...

**M. Leblond** — Nein, also wo es ein bißchen schwierig wird, das ist während des Ramadan, obwohl es da letztes Jahr eigentlich ruhig war.

— *Ach ja, wie war das denn?*

**M. Leblond** — Oh, là là...! Also, das ist schlimm, sage ich, das ist wirklich schlimm, na gut, also die Erwachsenen sind ruhig, die schlafen tagsüber, aber die Kinder... die sind auf der Straße. Die Kinder kreischen rum. Das muß man mal hören, wie die rummeckern. Und dann fängt das Leben bei denen um zehn Uhr abends an, nämlich wenn man selber ins Bett

gehen will, na gut, dann hat man halt den Lärm.

**Mme Leblond** — Bei gutem Wetter sind die Kinder draußen.

**M. Leblond** — Die Kinder sind draußen, und in den Schulen ist das dann die Hölle, weil das Kind tagsüber in die Schule geht, ich sag' mal wenn es überhaupt hingehet, aber manchmal gehen die Kinder eben doch hin, und dann schlafen sie, weil nachts... die sind bis elf Uhr oder bis Mitternacht auf... das stört da niemand. Also ist das Kind dann müde, aber man will es nicht ins Bett schicken, weil die Großen dann essen und es beim Fest dabei sein darf...

**Mme Leblond** — Bei offenem Fenster...

**M. Leblond** — Und die Kinder sind draußen. Tagsüber maulen sie dann herum, weil sie Hunger haben, aber sie bekommen nichts zu essen, obwohl Kinder nicht fasten müssen, aber niemand will ihnen was zu essen machen, vor allem gegen Ende des Ramadan, das sieht man deutlich. Am Anfang weniger, weil am Anfang, das stimmt schon, aber gegen Ende der Fastenzeit muß es schon hart für sie sein, nicht zu... also, ich versetze mich an deren Stelle, einem Kind ein Vesper herzurichten, auch wenn es nur ein Stück Brot ist, einem Kind ein Stück Brot zu geben, wenn man selbst nicht das Recht hat, etwas zu essen, ich sage wohl: "das Recht", weil, die wollen das ja so...

— *Aber die meisten machen doch gar keinen Ramadan mehr?*

**M. Leblond** — Das verliert sich, ja... sagen wir mal, nur noch die Alten machen das.

— *Die Alten, genau.*

**M. Leblond** — Bei den Jüngeren verliert sich das, weil das Fasten...

**Mme Leblond** — Die gehen zur Schule, oder...

**M. Leblond** — Na ja, beim Fasten machen sie so einiges... Ich hab' das bei einem erlebt, der hat bei uns Basketball gespielt, der hat zu Hause den Ramadan eingehalten, und wenn er zu uns zum Basketballspielen kam und wir gegessen haben, dann war er dabei und hat gut gelebt... und er hat keine Probleme damit gehabt... jedenfalls sage ich: das muß klar sein, ich habe nie toleriert, daß man in der Fabrik

zugelassen hat, daß diese Typen den Ramadan machen. Das fand ich immer zum Kotzen, aber ehrlich, wenn ich auf meiner Schicht 20 Minuten Vesperpause habe, wenn es mal eine halbe Stunde ist, dann wird das geduldet, aber ich habe das Recht auf 20 Minuten. Und die haben während des Ramadan das Recht auf zwei mal 20 Minuten, weil sie zu Beginn der Nachtschicht um 22 Uhr essen dürfen und dann noch einmal vor Sonnenaufgang, also hat man ihnen zwei mal 20 Minuten eingeräumt. Und ich, der arme Franzose, also der arme Franzose oder auch Italiener und alle, die keinen Ramadan haben, das schert keinen, ob der einen harten Job hat, der anstrengend ist oder so, du hast 20 Minuten Zeit zum Essen, aber du hältst die Klappe und sagst nichts. Aber die machen den Ramadan, obwohl das keine Verpflichtung ist, das ist keine Verpflichtung, und ich verstehe nicht, warum die Arbeitsmedizin das toleriert. Wenn einer nachts nichts ißt, dann hat er keine Probleme, aber ich habe welche gesehen, die haben den ganzen Tag über nicht mal ein Glas Wasser getrunken, obwohl sie acht Stunden lang in der Hitze gearbeitet haben...

— *Das ist tatsächlich gefährlich.*

**M. Leblond** — Ich sage, das hätte von der Arbeitsmedizin verboten gehört.

— *Natürlich.*

**M. Leblond** — Der Typ steht das entweder durch, oder es passiert eines Tages, daß... Wenn eines Tages einer in den Konverter fällt, dann holt ihn keiner mehr raus. Wenn er einfach umkippt, ist das nicht schlimm, aber wenn er in den Konverter fällt, es haben ja welche im Schmelzbetrieb gearbeitet, es haben auch welche an der Walzenstraße gearbeitet, und wenn einer in die Walze gerät und geht da durch, wie kommt er dann da raus?

— *Gibt es in Ihrer Mannschaft auch Algerier?*

**M. Leblond** — Nicht mehr. Ich hatte einen, der war gut, das muß man zugeben: für einen Araber war er gut. Wenn er allein war. Ach ja, es gab da ein paar Geschichten im Speisesaal. Weil... Wir leben ja zusammen... [*er lacht*]. Das ist ja normal, die Leute sind nicht mehr in ihrer gewohnten Umgebung, und tun sich dann zu-

sammen. Wenn ich im Ausland arbeite und da einen Franzosen treffen würde, ich wäre sehr froh, wenn ich da mit einem Franzosen arbeiten und mich mit ihm unterhalten könnte.

— *Ja, zumindest aus Höflichkeit, wenn Franzosen da sind, sollten sie sich unterhalten... ja, und diese Jungen, sind die meist arbeitslos? Diese jungen Algerier...*

**M. Leblond** — Sagen wir mal, es gibt zwei Kategorien, es gibt... ich sage mal, der Maghrebener, also der Ausländer, aber vor allem der Algerier und der Marokkaner, die ich als Araber bezeichne, also die sind hier, die sind gerne hier, und wenn sie schön jammern, dann bekommen sie Unterstützungen und sind zufrieden; und daneben gibt es den, der sich gut in den französischen Alltag einfügt, der hat sich gut adaptiert und schaut darauf, daß seine Kinder sich wie Franzosen verhalten, und da liegt das Problem. Denn beim Sport habe ich keine Probleme mit den jungen Arabern, oder besser mit den jungen Araberinnen, denn das sind alles Mädchen, die sind nicht schlimmer als die anderen. Es gibt aber ein paar Familien...

— *Ja, die gibt es überall...*

**M. Leblond** — In den Schulen ist es dasselbe, in den Schulen gibt es Probleme mit bestimmten Familien, und zwar immer mit denselben. Da braucht man sich gar nicht aufzuregen, das Problem existiert seit der Vorschule, aber das sind nicht nur die Ausländer. Das sind nicht nur die Marokkaner und die Algerier, mit den Portugiesen oder den Italienern gibt es die gleichen Probleme.

— *Aber die Italiener, die sind doch schon lange hier, oder?*

**M. Leblond** — Oh ja, die, die hier sind... die Algerier sind im Prinzip auch schon lange hier, gut, und wenn sich etwas tut, dann nur zu bestimmten Zeiten, aber es werden jetzt ja immer weniger, aber es gab eine Zeit, da haben viele in Algerien geheiratet und dann ihre Frauen mit hierher gebracht, dann gab es ein Kontingent Türken, die auch zu einem gewissen Zeitpunkt gekommen sind, das war auch nicht so rosig, als die gekommen sind, und heute spricht kein Mensch mehr von den Türken. Ich habe nur

den Vorwurf, daß in den ZUP\*-Gebieten, weil früher nannte man das ZUP, daß man da nichts für diese Leute getan hat, weil man alles... Ich will sagen, man hat diese Leute da alle zusammengepfertcht, es gab hier ein Hochhaus, ein Hochhaus mit vier Eingängen...

**Mme Leblond** — Nein, fünf.

**M. Leblond** — Mit fünf Eingängen, und zwei davon, da brauchte man gar nicht reinzugehen...

Die Familiäle hat nur solche Leute  
zusammengesteckt

— *Wirklich?*

**M. Leblond** — Oh! da brauchte man echt gar nicht reinzugehen! Es sei denn, man wollte sich die Gurgel durchschneiden lassen oder sonstwas riskieren. Aber warum? Weil man diese Leute zusammengesteckt hat, da gab es welche, die haben Schafe auf dem Balkon gehalten, oder Hasen im Badezimmer, also systematisch, gut, und was hat die Familiäle getan? Sie hat alle diese Leute zusammen untergebracht, und das hätte die Familiäle oder auch die Gemeinde nicht tun sollen; man hätte diese Leute ein bißchen zerstreuen sollen, sie ein bißchen ans Leben gewöhnen sollen, die sind ja nicht mehr in ihrer Pampa, also gut, ich versetze mich mal an ihre Stelle, da kommt einer hierher, der kommt aus der Pampa, wo er machen kann, was er will, der kommt dann hierher, und gut... aber das macht doch keinen Sinn. Man muß es doch erreichen, daß diese Leute sich in die Gemeinschaft einfügen.

— *Und das Hochhaus existiert nicht mehr?*

**Mme Leblond** — Nein, das haben sie abgerissen.

**M. Leblond** — Das haben sie abgerissen, weil die Familiäle zu viele Reparaturen hätte vornehmen müssen, und auf jeden Fall war es zu gefährlich; da waren viele Leute beteiligt, die sollten sich mit den Reparaturen beschäftigen und die Dinge erledigen, aber dann... mit der Situation in der Gegend, also gut, da gab es dann welche, die haben...

**Mme Leblond** — Angeblich wollen sie uns anstelle des Hochhauses ein neues...

**M. Leblond** — Ein Sozialzentrum; das kommt jetzt, der Bauzaun steht schon; sobald das Wetter besser wird, gehen die Arbeiten...

— *Ist das Viertel denn nicht gefährlich für die Mädchen?*

**Mme Leblond** — Nein, nein, das geht schon!

**M. Leblond** — Also, das ist nicht gefährlicher...

**Mme Leblond** — Nein, das geht schon... Die waren immer...

— *Also geht es hauptsächlich um den Lärm und solche Dinge...*

**Mme Leblond** — Also die Meinen, die stört das nicht, also wie lange sind wir schon hier...? Wir wohnen jetzt seit vierzehn Jahren in der Straße, ich war mit C. schwanger, als wir hierher gekommen sind, also, die schlafen nach vorne raus, und im Sommer, da sind immer Kinder draußen und krakeelen, aber das stört sie nicht beim Schlafen, auch wenn der Krach da ist...

**M. Leblond** — Ja, gut, wenn sie nach mir geraten sind, ich kann trotzdem schlafen...

— *Und es gibt keine kleinen Diebstähle, oder solche Dinge?*

**Mme Leblond** — Nein, nein.

— *Also ist es hauptsächlich der Lärm, der Sie stört...*

**Mme Leblond** — Genau, das ist es.

**M. Leblond** — Auf jeden Fall ist das nicht schlimmer als anderswo. Also, wenn sich da jemand dran stört, und es gibt welche, die das stört, dann muß man erst mal schauen, ob das überhaupt stimmt, ich sage, man muß schauen, ob das wahr ist...

**Mme Leblond** — Ja, man muß erst mal schauen...

— *Was erzählen diese Leute denn?*

**M. Leblond** — Naja, die sagen, daß man ihnen die Wäsche von der Leine klaut oder ihnen die Reifen zersticht und so... Ich will das ja gern glauben, aber ich hab' noch nie gesehen, daß die Polizei bei denen auftaucht, also wenn die eine Versicherung haben, die das übernimmt, den Diebstahl von Autoradios oder sonstwas...

— *Ja, aber das kommt überall vor.*

**Mme Leblond** — Weiter unten gibt es Häuser, da wohnen nur Franzosen, die beklagen sich immer, daß man ihnen was gestohlen hat, daß man ihnen die Reifen zerstoehen hat, aber man sieht nie, daß die Polizei kommt, das ist eben so, die wollen denen ans Leder, das ist halt so.

**M. Leblond** — Ist ja aber auch wahr, das muß man schon sehen, die haben den Wäscheständer vor der Tür und lassen die Wäsche über nacht draußen, das muß man auch mal sagen... — *Gelegenheit macht Diebe...*

**Mme Leblond** — Genau, darum geht es, bei mir ist hinten abgeschlossen, und ich lasse nachts keine Wäsche draußen.

**M. Leblond** — Also, mein Auto steht draußen, und man muß leider sagen, daß ich es erst abschließe, seit zwei Häuser weiter Franzosen eingezogen sind, seitdem schließe ich das Auto ab, vorher habe ich nie abgeschlossen; es stand den ganzen Tag draußen und war nie abgeschlossen. Die Papiere lagen drin und alles, nie ist etwas weggekommen. Ich stell' mein Auto vor die Turnhalle, jede Woche steht es da, und nie war etwas. Vielleicht macht das auch die Art...

— *Ja, die Art des Auftretens...*

**M. Leblond** — ...wie man damit umgeht; man darf diesen Leuten nicht zeigen, daß man Angst hat; wenn man ihnen zeigt, daß man Angst hat, dann fühlen sie sich stark. Ob nun der Kleine mit drei Jahren kommt, oder der Große, denn die versuchen es alle, also ich klopf mal auf Holz: seit ich hier bin, und ich mache schon seit sechs oder sieben Jahren Sport in M.

— *Genau, die kennen Sie vom Sport her, und respektieren Sie deshalb.*

**M. Leblond** — Ich respektiere sie, und es gibt keinen Grund, warum sie mich nicht respektieren sollten.

— *Genau so ist es.*

**M. Leblond** — Man darf nicht... Bei mir sind sie in der Turnhalle, und solange sie sich anständig verhalten, ist es gut; wenn sie aber anfangen, ein Tohuwabohu zu veranstalten, dann schmeiß' ich sie raus und sage: "Da steht mein Auto; wenn da einer drangeht, dann weiß ich, wer es war", denn hier gibt es zu viele Leute,

die sagen: "Das war der oder jener, aber wir gehen damit nicht zur Polizei, weil wir Angst haben". Aber ich weiß genau, wenn ich eines Tages einen aus der Turnhalle rauswerfe, und nachher ist irgendwas mit dem Auto, dann kommt die Polizei. Und ich kann denen sagen, wer es war. Vielleicht war er es nicht, aber die gehen dann zu ihm. Und ich gehe mit, und wenn er es nicht war, wird er sagen müssen, wer es war. Aber leider tut die Polizei hier auch nichts. Die Gendarmerie\* und die Polizei, die sind... vor zwei Jahren hatten wir echte Probleme hier, das war die Sache mit den Lehrern, das mußten wir praktisch selbst in die Hand nehmen, wir mußten zur Gendarmerie und zur Polizei gehen. Die von der Gendarmerie hat das nicht interessiert, die sagen, dafür ist die Polizei da, und die Polizei, na gut, also...

— *Und das wurde dann zusammen mit den Eltern der Schüler gelöst, mit dem Elternbeirat?*

**M. Leblond** — Mit den Lehrern und den Eltern.

— *Was war denn vorgefallen?*

**M. Leblond** — Also, man hat an der Schule die Reifen von Lehrern zerstoehen, die Windschutzscheiben eingeschlagen, Zucker ins Benzin geschüttet, also, das war wirklich... Das ist dann eines Tages dumm ausgegangen, weil ein Lehrer kam und einen Jungen erwischt hat. Und er hat dann etwas gemacht, was er nie hätte tun dürfen: Er hat ihm eine reingehauen [*er lacht*]. Aber die Eltern kennen die Gesetze und so weiter, und sie sind gegen den Lehrer vorgegangen, aber, so ein Pech, die Sache war außerhalb des Schulgeländes passiert, also war die Erziehungsbehörde nicht dafür zuständig. Die hatten sich direkt an die Erziehungsbehörde gewandt, damit er suspendiert wird... aber da waren sie schlecht informiert.

— *Stammen denn die Lehrer hier aus der Gegend? Kennen Sie die?*

**M. Leblond** — Ja, einige stammen hier aus der Gegend, das geht dann, aber wenn ein junger Lehrer kommt, wenn der hierher kommt...

— *Ist das für ihn am Anfang schwer...?*

**M. Leblond** — Wenn sie nicht aus der Gegend stammen, dann trauen sie erst mal ihren Augen

nicht, und dann denken sie nur noch an eins: wie sie wieder wegkommen.

— *Kennen Sie die, sind die hier aufgewachsen?*

**M. Leblond** — Viele sind noch jung... die sind hier in der Gegend geboren. Die sind hiergeblieben. Oder alte Lehrer, die hier ihre ersten Sporen verdient haben, die hier ihre Dienstzeit verbracht haben.

— *Kennen Sie viele Söhne von Metallarbeitern, die in der Gegend geblieben sind, und die heute als Lehrer arbeiten?*

**M. Leblond** — Das sind nicht allzuviele, nein.

— *Solche, die in der Schule gut waren...*

**M. Leblond** — Sagen wir mal, viele Söhne von ehemaligen Metallarbeitern sind zur Polizei gegangen, zur Gendarmerie, zur Bereitschaftspolizei (CRS\*) und so, die haben davon profitiert – wenn man das profitieren nennen will... –, daß die CRS und die Polizei 1968, 69 viele junge Leute eingestellt haben, also, das waren alles junge Leute, vielleicht nicht ausschließlich, aber doch meist junge Leute, die hier auf dem Sprung waren und die dann...

— *Und das ist dann eine Generation, die lange zur Schule gegangen ist, nicht wahr. Das hat so um 1970 herum angefangen, daß die...*

**M. Leblond** — Als die Jungs hier bei uns mit den Transportwagen raus sind, als die damit losgefahren sind, da mußte man sie motivieren, weil der Typ sonst alles niedergemacht hätte, was in seinem Weg stand. Ich hab' welche gesehen, die kamen mit uns zu den Demonstrationen und hatten Revolver und Karabiner dabei. Also, das sollte eigentlich nicht passieren. Wir waren noch nicht an diesem Punkt. Wenn man so einen gesehen hat, dann haben wir ihm die Waffen abgenommen und bei einem anderen deponiert, das war's dann. Aber die Jungs, die trotzdem da mit kamen, man muß auch sehen, daß die Ordnungskräfte auf der anderen Seite auch nicht gerade zahm waren.

— *Nein, das war wirklich ein unglaublicher Schock, so brutal war das.*

**M. Leblond** — Ach ja, es gab schon ordentliche Schlachten, im positiven Sinn des Wortes, und auch im negativen Sinn, aber schlußendlich... das ist geschehen, das ist vorbei. Ich finde es heute nur bedauerlich, daß ich die Zeitungsausschnitte und solche Sachen nicht aufgehoben habe...

— *Wie denken denn heute die jungen Leute über all das? Denen ist das mehr oder weniger egal, oder?*

**M. Leblond** — Denen ist das egal, weil sie das nicht miterlebt haben, die kennen nur diese Wüste, die heute da ist... Deshalb sage ich auch, ich finde es ein bißchen schade, daß ich all diese Zeitungsausschnitte nicht aufgehoben habe, damit ich sie meinen Töchtern zeigen und sagen kann: also hier war die Fabrik, da war jenes, gut, sie erinnern sich noch schwach daran... wenn wir meine Eltern besucht haben, wir haben gegenüber der Fabrik gewohnt, gut, da gab es noch etwas.

— *Die sind überhaupt nicht politisch interessiert, denen ist das egal.*

**M. Leblond** — Ja, und die jungen Leute heutzutage, egal, welche sie nehmen, wenn einer von rechts daherkommt und ihnen das Blaue vom Himmel verspricht, dann wählen sie den, wenn sie wählen dürfen, und wenn einer aus der anderen Ecke kommt, dann ist es dasselbe, das läuft etwa so ab, und dann sind die Jungen enttäuscht, und was machen sie dann? Da liegt das Problem. Heute wird den Jungen ein bißchen zuviel eingepflegt, gut, euch steht das und das zu – ich hab das vorher schon in Bezug auf die Schule gesagt – und dann lernt eine Friseurin, Damenfriseurin, und wenn sie nebensächlich eine Stelle als Herrenfriseurin bekommen könnte, heißt es: nein, ich habe den Beruf nicht gewählt, um Herrenfriseurin zu sein, ich bin Damenfriseurin, ich gehe da nicht hin.

Februar 1992

*Aus dem Französischen übertragen von  
Jörg Ohmacker*